



## Parallelwelten

von Cornelia Heynen-Igler

## Zeugnistag

Der Zug ist abgefahren, hatte Böhni geschrien und sie an ihrem dünnen Zopf gepackt; der Zug wird schon längst abgefahren sein, wenn du endlich aufwachst, brüllte er weiter und drosch auf sie ein, bis sie vor den Augen der ganzen Klasse niederging. Aber sie erinnert sich nicht an den Schmerz, weil man sich nie an den Schmerz erinnert; was bleibt, ist die Angst – die Angst, die sie an jenem Tag in Böhnis Augen sah.

Noch vierzig Jahre später spürt Margot Böhnis Blick im Nacken, wenn sie in der nasskalten Novemberfrüh die Strasse zur Bushaltestelle hinunterläuft; die Knie tun ihr weh, Arthrose, hat der Arzt gesagt, kein Wunder, Sie sind ja auch kein Jungspund mehr. Was weisst denn du schon, Jüngelchen, hatte sie gedacht und sich nach ihrem kürzlich verstorbenen Hausarzt geseht, der einen noch hatte lustvoll kranksein lassen mit Menthol-haltigen Salben, leichtem Zwieback und dem unwiederbringlichen Gefühl, dass man – gerade jetzt - ein Recht aufs Kranksein hatte. Jungspund ist kein Ausdruck für eine Frau, sagte sie laut in die Praxis hinein, während sie ihre Strumpfhose wieder hochzog; das Jüngelchen aber starrte unverdrossen auf seinen Monitor, als sei ihm der Anblick ihrer knubbeligen Knie nicht minder peinlich als ihr selbst. Ich habe meine dicken Beine erst zu schätzen gelernt, als man sie mir amputiert hat, hatte ihre Oma gern zum Besten gegeben, die von der Diabetes Stück für Stück aufgefressen worden war; schleich di Madl, hatte sie die Oma in ihrem urbayerischen Dialekt bis zum letzten Atemzug allmorgendlich angetrieben, du verpasst noch dein Leben, wenn du nicht endlich in die Gänge kommst. Margot wirft einen Blick auf ihr Handy, fünf Uhr sechsvierzig, bis zur Abfahrt des Busses bleibt ja noch jede Menge Zeit. Keuchend verlangsamt sie ihren Schritt; von hier aus sieht man schon das schwache Licht der Bushaltestelle, sonst nichts, es ist ja auch Samstagmorgen, da liegen alle anderen noch im Bett oder kommen erst vom Ausgang heim. Wieder der stechende Schmerz in ihren Knien, wer wird bloss für dich sorgen, wenn du einmal alt bist und krank, hatte die Oma schon zu ihrer Tochter Jolanda gesagt, und dasselbe sagte Jolanda jetzt zu ihrer Tochter Margot, und Margot ist froh, dass sie selbst keine Tochter hat, zu der sie das eines Tages sagen muss, denn irgendwann muss Schluss sein mit dem Kreislauf von Niederlage und Erniedrigung. Niederlage, Niederkunft, Niedergang, murmelt sie, ja, der richtige Umgang mit Worten, der hat Böhni ihr eingebläut, was heisst hier eingebläut, eingehämmert hat er ihn ihr, aber ob man «zum Kotzen» heute auch ausschreiben oder immer noch nur denken darf, das kann ihr jetzt auch der Böhni nicht mehr sagen, der in irgendeinem Altersheim apathisch vor sich hindämmern wird ... Abrupt bleibt sie stehen, fast wäre sie über ein Bündel Kleider gestolpert, das zwei, drei Meter neben der spärlich beleuchteten Bushaltestelle im Dunkeln auf dem Boden liegt. Vorsichtig beugt sie den Kopf über das unförmige Etwas; sie erkennt einen dicklichen Jungen in Daunenjacke und Jeans, die Kapuze seines Sweatshirts tief ins Gesicht gezogen und die Beine seitwärts bis fast zu den Schultern angewinkelt, so, als suche der Schlafende Schutz in sich selbst. Schon wieder einer, der es nach dem Ausgang nicht nach Hause geschafft hat, denkt sie angewidert; es ist nicht das erste Mal, dass sie an den Wochenenden um diese Zeit auf Schnapsleichen trifft, während der Festtage und in der Fasnacht ist es in diesem Provinznest, das eigentlich nichts anderes als ein grosses, vom Zeitgeschehen übergangenes Dorf ist, besonders schlimm. Manchmal liegen die Besoffenen mitten auf dem Trottoir in ihrem

Erbrochenen oder schlafen auf der schmalen Bank an der Haltestelle ihren Rausch aus. Margot weiss auch nicht, warum sie das so abstösst, damals auf dem Zürcher Platzspitz und später am Letten, als sie Tag für Tag auf der Suche nach Ilja war, hat sie weit Schlimmeres gesehen als das; die Bilder verfolgen sie bis heute in ihren Träumen. Noch immer sieht sie die Fixer vor sich, wie sie in Gruppen nah beieinander stehen, um fiebrig über den Stoff zu verhandeln und ihre armseligen Tauschgeschäfte zu betreiben; bis auf die Knochen abgemagerte Gestalten mit Gesichtern wie Fratzen und schwärenden Wunden am ganzen Leib; junge Männer und Frauen, die nach irgendeiner Stelle an ihrem zerschundenen, kaputten, verseuchten Körper suchen, wo sich das Gift noch hineinspritzen liesse ... Einmal, und sie weiss bis heute nicht, wie das geschafft hat, hat sie Ilja geholfen, sich das Heroin in die Leiste zu spritzen; siehst du, hat er zu ihr gesagt, als seine Augen durch das Gift schon nach innen gekippt waren, du liebst mich doch, du weisst es nur noch nicht. Steck dir deine Liebe sonst wohin, hätte sie am liebsten geschrien, ich mag dich nicht einmal so richtig, ich habe dich noch gar nie so richtig gemocht, du warst einfach immer nur da, du armes unverstandenes Akademikersöhnchen du, und mit einer Mischung aus Abscheu und Ratlosigkeit sieht sie jetzt auf den dicklichen Jungen hinunter, der in Embryostellung noch immer bewegungslos auf dem Boden liegt. Was, wenn er bewusstlos ist? Oder sogar schon tot? Schnell tritt sie von dem Jungen zurück und stellt sich ins Licht der Bushaltestelle; krampfhaft sieht sie von dem Halbwüchsigen weg auf die andere Seite, ist es denn nicht endlich Zeit? Aber da erblickt sie schon die hellen Scheinwerfer des Busses, der solid und unbeschadet wie aus einem überdimensionierten Wimmel-Bilderbuch auf sie zu braust, und wenn das die Erlösung ist, schießt es Margot durch den Kopf, dann ist sie zwar weit weniger spektakulär als angenommen, aber pünktlicher und zuverlässiger als erhofft.

## **Problemzonen**

Tja, so eine Ehe ist halt ein ewiges Kräftemessen, murmelt der Buschauffeur ohne sich umzuwenden, weil er sich doch auf die Strasse konzentrieren muss; aber Margot hört ihn auch so, sie hat sich mit dem Jungen gleich in die erste Reihe neben den Führersitz gesetzt. Ich schlafe nicht, ich trainiere nur, hatte das Bürschchen vorhin erklärt, als ihn der Buschauffeur an der Haltestelle wachrütteln wollte, und tatsächlich war der Junge ohne das geringste Anzeichen von Betrunken- oder Benommenheit aufgestanden, indem er sich bedächtig den Strassendreck von der Daunenjacke abschüttelte. Was trainierst du denn, entfuhr es Margot unfreundlicher als sie beabsichtigt hatte, Swiss Survival auf dem Dorfe oder was? Der Junge – dessen Alter aufgrund seiner korpulenten Gestalt und seines noch kindlich wirkenden Gesichts schwer einzuschätzen war – sah Margot ausdruckslos an. Ich heisse Lenny, sagte er und Margot wunderte sich, dass er eine Zahnspange trug; eher hätte sie sich in dem Alter erschiessen lassen, als mit einer Zahnspange unter die Leute zu gehen ... Lenny wie Lenny Kravitz?, fragte Margot mit kaum verhohlenen Spott. Kann ich etwas dafür, dass meine Mutter als Teenie für den geschwärmt hat?, entgegnete Lenny patzig. Aber woher denn, mischte sich der Buschauffeur beschwichtigend ein, Lenny und wie weiter? Ceferelli, nuschelte der Junge und senkte den Blick, als wüsste er, was jetzt gleich losgehen würde, und tatsächlich, er sollte sich nicht täuschen ... Ceferelli!, stiess der Buschauffeur hervor, als eröffnete sich ihm hinter schweren Vorhängen ein Bühnenbild von seltener Pracht; Professor

Gianfranco Ceferelli, Spezialist für Gefässkrankheiten an der Uniklinik Zürich, er hat meiner Frau das Leben gerettet! Wie schön, erwiderte Margot kraftlos, indem sie in den Bus stieg und in der ersten Reihe neben dem Führersitz Platz nahm; kommst du mit uns, Lenny, oder gehst du zu Fuss? Ich komm' ja schon, erwiderte der Junge einsilbig und setzte sich neben Margot, die ein gutes Stück wegrückte; sie hasste es, von anderen Körpern gestreift zu werden. Endlich stieg auch der Buschauffeur ein, der in Erinnerung an die lebensrettenden Massnahmen für seine Frau in sichtlich gehobener Stimmung war. Wohin soll's denn gehen?, rief er gut gelaunt ins Mikrofon. Fehlte noch, wand sich Margot innerlich, dass er die neusten Mallorca-Hits oder, schlimmer noch, die Wildecker Herzbuben auflegte ... Wir gehören nicht zusammen, hörte sich Margot jetzt sagen; ich meine, ich steige am Bahnhof aus und Lenny - An der Haltestelle Weiherweg, fügte der Junge schnell hinzu, dem die Aufmerksamkeit der beiden Erwachsenen sichtlich unangenehm war. Auf den Villenhügel also!, schmetterte der Buschauffeur ins Mikrofon, und während er sein Vehikel mit aller gebotenen Umsicht in Gang setzte und es wie eine riesige, leuchtende Spielzeuglimousine durch die dunklen Strassen lenkte, schwante Margot allmählich, wer Lennys Mutter war.

«Die Ceferelli» war in der Mercedes-Garage, in der Margot seit nunmehr zwanzig Jahren das Sekretariat führte, zum Synonym für Kunden geworden, die – mit den Worten ihres Chefs gesprochen - «null Schnall von einem Motor haben, aber ein Riesentheater ums Interieur machen». Dabei war ihr die Ceferelli mit ihrem blondierten Pagenschnitt und ihrer Vorliebe für bunte, geometrisch gemusterte Kleider im Stil der 1970-er Jahre nicht einmal unsympathisch; sie wirkte stets etwas verloren, obwohl sie alles dafür tat, um genau den gegenteiligen Eindruck zu erwecken. Mit ihrer hochgewachsenen, überschlanken Gestalt und den dunklen Augen, die apart zu dem blonden Haar kontrastierten, hätte sie durchaus als ehemaliges Modell durchgehen können, auch wenn gerade dieser Umstand – dass sie zwar schön, aber nicht mehr jung war – den Chef beim Feierabendbier zu allerlei Spässchen animierte. Gewisse Männer scheinen, auch wenn sie sonst über keine einzige Gabe verfügen, ein untrügliches Gespür für genau jene Eigenschaften zu haben, welche die Frauen an sich selbst am meisten bemängeln; die Achillesferse der Frau ist ihr Leiden an ihren Unzulänglichkeiten oder zumindest an dem, was sie dafür hält. Zu dick, zu dumm, zu alt ... Als wäre Älterwerden eine einzige Problemzone, schoss es Margot durch den Kopf, eine Zumutung fürs Publikum und eine nicht wieder gut zu machende Peinlichkeit, vor allem dann, wenn die Frau weiterhin so tut, als sei nichts geschehen; als merke sie selbst nichts von ihrem Niedergang, der in den Augen der gleichermassen unerbittlichen wie schadenfreudigen Zuschauer umso deutlicher zu Tage tritt, je mehr sie ihn zu überspielen sucht ...

Wusstest du, dass deine Mutter mit meiner Frau ins Yoga geht, Lenny?, unterbricht der Buschauffeur unversehens die Stille. Mag schon sein, murmelte Lenny, aber vermutlich nur, wenn es die Gegenstände zulassen. Gegenstände?, wiederholte Margot, die noch ganz in ihren Gedanken verfangen war, was für Gegenstände? Manchmal, antwortete Lenny zögerlich, kann meine Mutter das Haus tagelang nicht verlassen, obwohl sie schon lange perfekt gekleidet und geschminkt im Salon herumgeht. Oft hat sie sogar die Tasche und den Autoschlüssel schon in der Hand, aber dann bemerkt sie, dass auf dem Salontisch oder in den Vitrinen die Dinge nicht richtig angeordnet sind, und sie beginnt, Blumenvasen, Kerzenständer und

Zuckerdosens herum zu rücken, bis, wie sie sagt, die Dinge ihren Platz gefunden haben. Aber das gelingt nicht immer, und dann brütet sie stundenlang über ihren Anordnungen, rückt hier ein Buch zurecht und dort einen Aschenbecher, bis sie entnervt alles auf den Boden schmeisst oder sich mit einem Glas Champagner in ihr Zimmer zurückzieht. Mein Vater sagt, sie solle sich behandeln lassen, das sei doch krank, aber dann führt meine Mutter Alberto Giacometti ins Feld, der den gleichen Sinn für Ästhetik wie sie gehabt habe. Mit dem Unterschied, hält ihr mein Vater dann entgegen, dass Giacometti aus seinem Sinn für Ästhetik etwas Gescheites zu machen gewusst habe, und während er das sagt, zwinkert er unserer Haushälterin Liliana zu, was meine Mutter am allerwenigsten erträgt. Aber was, schliesst Lenny ermattet, indem er seinen Kopf gegen das Fenster lehnt, was kann man da schon machen, wo Liliana die Kunst doch mindestens genauso liebt wie mein Vater... Tja, so eine Ehe ist halt ein ewiges Kräftemessen, murmelt der Buschauffeur ohne sich umzuwenden, weil er sich doch auf die Strasse konzentrieren muss; und etwas Besseres, denkt Margot, etwas Besseres hätte sie zu einer solchen Familiengroteske auch nicht zu sagen gewusst.

## **Perspektivwechsel**

Wenn wir wüssten, was andere über uns denken oder besser: wie sie sich aufgrund unserer äusserlichen Merkmale unsere Innerlichkeit vorstellen, wären wir vielleicht überrascht, meist aber einfach nur zutiefst gekränkt. Liliana hat da einen gewissen Vorteil; sie hat sich im Lauf ihres siebenunddreissig-jährigen Lebens an die Kränkungen gewöhnt wie an die Armut, weil beides schon immer da war. Margots Vorstellung von ihr hätte Liliana höchstens belustigt; aufgrund Lennys Schilderung sieht Margot in der Haushälterin der Cefereellis eine kurvige Sirene in einem schwarzen Rock mit einem Spitzen-Schürzchen vor sich, die dem Professor die Ehefrau vergällen und ihn mit ihrem aufgeplusterten Kunstinteresse ganz für sich allein gewinnen will ... Liliana, wenn das mal kein Sehnsuchtsname einer Olga oder Anna aus einem russischen Plattenbau ist, sinniert Margot, während sie sich neben Lenny – der mittlerweile die Augen geschlossen hat – zum Bahnhof chauffieren lässt; die Russinnen kennen keine Hemmungen, wenn's ums Aufreissen von paarungswilligen Geldsäcken geht. Dabei, und das muss man Margot zugutehalten, ist sie alles andere als eine Rassistin; stets hat sie sich gegen Vorurteile und Stereotype eingesetzt, was bei einer deutschstämmigen Oma, die bis zu ihrem Tod von Hitlers Autobahnen geschwärmt hat und bei einer Mutter, die am liebsten nur österreichische Kellner und amerikanische Manager in die Schweiz lassen würde, kein Leichtes ist. Aber dass die Russinnen auf lukrativen Männerfang aus sind, sobald sie ihre spitzen Gucci-Schühchen auf Schweizer Boden setzen, das ist nun mal eine Tatsache, gegen die sich auch Margot nicht versperren kann; die nüchterne, weltoffene Margot, deren Jugendfreund Ilja schliesslich auch aus dem Osten stammte. Allerdings kamen seine Eltern, glaub' ich, aus Tschechien; allerdings waren die, glaub' ich, Akademiker, jedenfalls konnten sie sich einfach nicht damit abfinden, dass ihr Sohn bloss das KV machte, mit mir oder wegen mir das KV machte, murmelt Margot vor sich hin, hoffentlich nicht so laut, dass sie der Buschauffeur oder Lenny hören können. Schade nur, dass Liliana Margot nicht hören kann, die um diese Zeit in der Villa am Weiherweg gerade das Chaos von der ausufernden Party letzte Nacht wegräumt; Liliana hätte Margot gern gesagt, wie es ist, als ukrainische

Musikpädagogin die Häuser der Reichen in der Schweiz zu putzen und wie es sich anfühlt, das einzige Kind bei der Schwester in der trostlosen Heimat zurückzulassen. Liliana hätte Margot gern von all den überdrehten, mit Pseudoaktivitäten beschäftigten Ehefrauen hier auf dem Villenhügel erzählt, die zwischen Cüpli und Botox an sich selbst zu Grunde gehen, während sich vielleicht tatsächlich junge Russinnen, Südamerikanerinnen, Innerschweizerinnen an ihre Ehemänner heranmachen, aber meistens, hätte Liliana Margot aufgeklärt, meistens ist es gerade umgekehrt; meistens machen sich die Ehemänner an die Frauen ran und versprechen ihnen das Blaue vom Himmel, weniger aus Leichtsinn oder Hinterlist, sondern weil sich wirklich manch und einer nachhaltig verliebt, wenn auch nicht so sehr in die Frau selbst als vielmehr in das Gefühl, das sie ihm gibt. Aber so, schießt es Liliana durch den Kopf, während sie mit Lippenstift verschmierte Champagnerkelche und bauchige Rotweingläser in die Spülmaschine stellt, so ist der Professor nicht; der Professor hat nur Augen für seine Patienten. Es ist, als sähe er durch sie hindurch, als sähe er durch ihre gläserne Haut all die brüchigen, beschädigten, verstopften Gefässe, und je desolater sich ihm all die Venen, Arterien und Kapillaren präsentieren, desto mehr Zuneigung, dünkt es Liliana, ja, desto mehr Zärtlichkeit empfindet er für seine Kranken ...

## **Totenwache**

Immanuel Kants Sarg war so leicht, dass sich die Sargträger nicht sicher waren, ob da überhaupt einer drin war, sagt Lenny plötzlich in die Stille hinein, während der Buschauffeur auf die Haltestelle «Dorfplatz» zufährt und langsam abbremst, obwohl auch an dieser Station kein Mensch weit und breit zu sehen ist. Kants Leichnam war vollständig ausgetrocknet, fährt der Junge fort, und bevor man ihn begrub, lagen seine skelettartigen Überreste sechzehn Tage lang offen im Sarg. Die Leute standen Schlange, um ihn zu sehen, nicht etwa, weil sie ihn als Philosophen verehrt hätten, sondern weil er schon zu Lebzeiten eine Berühmtheit war. - Und was, fällt ihm Margot schroff ins Wort, was willst du uns damit sagen? Nichts, sagt Lenny und dreht seinen Kopf zum Fenster, nur, dass dieser Kant ein spannendes Leben gehabt haben muss. Was für ein Blödsinn, mischt sich der Buschauffeur jetzt ein, der arme Mann wird entweder an Auszehrung oder am Leben selbst gelitten haben! Was ja bei einem, der sein Leben lang über den Sinn des Lebens nachdenkt, nicht weiter verwunderlich ist ... Der Buschauffeur blinzelt Margot im Rückspiegel verschwörerisch zu; mein Gott, ächzt sie innerlich, wenn das ein Flirtversuch sein soll ... Ich fände es schon schön, murmelt Lenny, wenn ich so konzentriert denken könnte, dass ich alles andere um mich herum vergässe. Übrigens, fügt er hinzu und wendet sein Gesicht dem Buschauffeur zu, Kant war Zeit seines Lebens nie verheiratet, der hatte mit Denken allein schon genug zu tun. Margot lacht laut auf; überrascht sieht sie so etwas wie Schalk – oder ist es schon Spott? – in Lennys mandelförmigen Augen. Der Bus fährt wieder an; vereinzelt blinken in den Schaufenstern der Geschäfte schon die Weihnachtssterne, und auch auf den Balkonen der Wohnblocks sind die ersten zaghaft leuchtenden Weihnachtsbäume auszumachen. Ansonsten ist es immer noch stockdunkel, obwohl es doch schon kurz vor halb sieben sein muss; komisch, brummelt der Buschauffeur, war denn gestern in den Bars und Kneipen nichts los, dass heute Morgen nicht einmal mehr die Partygänger unterwegs sind? Margot stupst Lenny mit dem Ellbogen an: Hey du, wo

hast du dich denn die ganze Nacht herumgetrieben? Du wirst ja wohl kaum aus deinem warmem Bettchen gestiegen sein, um dich an der Bushaltestelle bei der Eiskälte auf den Boden hinzuschmeissen ... Lenny wirft Margot einen jener Blicke zu, die einem nur Kinder, Alte und Betrunkene zuwerfen können und die einem schlagartig das Gefühl vermitteln, bis ins Innerste durchschaut worden zu sein. Ich habe doch gesagt, dass ich trainiere, entgegnet Lenny flapsig, ich werde nächsten Herbst per Anhalter durch Europa reisen und die meiste Zeit auf der Strasse leben, mal sehen, wie weit ich ohne Geld komme. Aha, fällt ihm der Buschauffeur ins Wort, und was sagt der Herr Vater dazu? Lenny zuckt die Achseln. Mein Vater findet das wohl ganz okay, erwidert der Junge, Papa sagt, das sei im digitalen Zeitalter eine gute Methode, um die reale Welt kennen zu lernen, aber Mama regt sich furchtbar auf, sie findet das zynisch all jenen Leuten gegenüber, die aus wahrer Not auf der Strasse leben müssen. Aha, wiederholt der Buschauffeur sichtlich irritiert, und Sorgen macht sich keiner um dich, wenn du wochenlang ohne einen Franken im Sack in der Weltgeschichte herumgondelst? Lenny verdreht die Augen. Ich werde im nächsten Sommer achtzehn, murmelt er, da kann ich eh tun und lassen, was ich will. Allerdings, mischt sich Margot jetzt ein, die die Bedenken des Buschauffeurs für unangebracht hält, in deinem Alter haben wir uns noch ganz andere Freiheiten genommen, brummelt sie, auch wenn, schiebt sie im Stillen nach, manch und einer daran elendiglich zu Grunde gegangen ist. Wieder sieht sie Ilja vor sich, wie er auf dem Platzspitz in all dem stinkenden Abfall mit der Spritze im Arm gekrümmt auf dem Boden lag; weisst du, sagte er und schaute zu ihr hoch, als sei sie ein Engel von überirdischem Liebreiz, ich habe das Schönste erlebt, was ein Mensch erleben kann, jetzt ist es gut, und bevor er vor ihren Augen einfach wegstarb, machte sich noch eine Ratte an ihn heran, von denen es in diesem ganzen unvorstellbaren Dreck nur so wimmelte. Und weil sie keine Kraft mehr hatte, das Tier zu verjagen, blieben die Ratte und sie wie eine skurrile Totenwache bei dem Sterbenden, bis dieser sein Leben wie ein gefallener Prinz endgültig aushauchte; da war er gerade mal neunzehn Jahre alt. Und jedes Mal, wenn sie seither etwas Schönes erlebt hatte, hätte sie in sein sorgfältig gepflegtes Grab auf dem Friedhof in einer Zürcher Vorortsgemeinde hinuntersteigen und ihn wachrütteln und ihn schreiend fragen wollen, ob seine vergifteten Träume tatsächlich schöner gewesen seien als das, das, und das!

## **Putzwut**

Frierend steht Karin an diesem frühen Samstagmorgen mit dem letzten Glas Champagner in der Hand im Garten und sieht ihrer Haushälterin Liliana durch das Küchenfenster zu, wie diese das schmutzige Partygeschirr in die Spülmaschine räumt. Dabei bewegt Liliana unentwegt ihre Lippen, als schimpfe sie in ihrer wenig anheimelnden Sprache halblaut vor sich hin. Sie macht mir Angst, denkt Karin, sie passt nicht hierher, nicht in dieses Quartier und erst recht nicht in unser Haus mit all den erlesenen Gegenständen, und ausserdem wirkt sie ungepflegt. Aber dafür weiss sie, wer Clara Haskil ist!, würde Gianfranco jetzt ausrufen und mit seinen kurzen stämmigen Beinen zum CD-Player laufen, um irgendeine seltene Konzertaufnahme der von ihm so verehrten rumänischen Pianistin aufzulegen. Hörst du das?, würde er pathetisch ausstossen, weil mit seinem italienischen Akzent einfach alles pathetisch

klings; und da wundert's dich noch, würde er sonor hinzufügen, dass die Haskil für Charlie Chaplin eines der wenigen lebenden Genies war? Nicht, dass ihr Mann jemals von ihr, Karin, eine Antwort auf die Frage erwartet hätte, was sie von diesem oder jenem Klavierkonzert, von diesem oder jenem Kunstwerk, von diesem oder jenem Klassiker der Weltliteratur halte. Er hat sie wohl gerade deswegen geheiratet, weil er sich in ihrer Präsenz – die ihm mehr Kulisse als Gegenwart ist – zu immer geist- und kenntnisreicheren Reden hochschwingen kann, welche ihn selbst am meisten befeuern ... Ausserdem – und das hat ihr der untersetzte Professor mit den auffallend grünen Augen gleich beim ersten Rendezvous verraten – erinnere ihn Karins Gestalt an eine Giacometti-Figur, sie sei so wunderbar lang und dünn, und seither geht Karin dieser Giacometti nicht mehr aus dem Kopf; sie sammelt alles, was sie über ihn kriegen kann, denn tatsächlich erkennt sie sich in seinen Porträts und Skulpturen wieder, sie weiss nur nicht, warum. Gianfranco macht sich gern über ihren «Giacometti-Spleen» lustig, am liebsten mit Liliana, ihrer gedrunenen, rundgesichtigen Haushälterin aus der Ukraine, deren russische Ururgrossmutter, wie Liliana behauptet, um 1900 an der Universität Zürich mit der berühmten Bolschewistin Alexandra Kollontai Sozialökonomie studiert habe. Die Kollontai – die später als erste weibliche Botschafterin der Welt in die Geschichte eingehen würde - sei eine radikale Frauenrechtlerin gewesen, die für die Revolution sogar ihre Familie verlassen habe, fügt Gianfranco Lilianas Erzählungen jeweils hinzu, und wie immer, wenn der Professor etwas Interessantes vorträgt, vertieft Karin nachher ihr Wissen im Internet oder mittels Fachliteratur; sie ist weit weniger einfältig, als das ihr Mann und mit ihm alle Welt zu glauben scheinen. Jedenfalls war diese Alexandra Kollontai – eine frühe Wegbegleiterin Lenins und eine der wenigen ihres Kalibers, denen unter Stalin ein natürlicher Tod vergönnt war - in ihrer Jugend eine ausnehmend elegante Erscheinung; und wie sie stammten die meisten Russinnen, die um die Jahrhundertwende in Zürich studierten, aus den vornehmsten Kreisen. Und heute müssen ihre Urenkelinnen hier ihren Lebensunterhalt mit Putzen verdienen, wundert sich Karin, während sie Liliana durchs Küchenfenster beim Hantieren im Haushalt zusieht. Zwar verrichtet die Haushälterin ihre Arbeit schnell und tadellos, aber immer etwas brüsk und mit schroffen Bewegungen, so, als würden ihre Gedanken um etwas weit Dringlicheres als ums Putzen, Waschen und Kochen kreisen ... Wobei, Kochen muss Liliana bei den Ceferellis ja wohl kaum; Karin und Lenny verpflegen sich vornehmlich aus dem Kühlschrank, wo Mutter und Sohn in den frühen Morgenstunden nach dem Ausgang des Öfteren zusammentreffen; vielleicht, geht es Karin durch den Kopf, vielleicht sind das ja die innigsten Momente, die sie mit ihrem Sohn seit Jahren teilt, diese Augenblicke einträchtigen Kauens morgens um halb vier an der klinisch weissen Küchentheke ... Ansonsten – vor allem aber an den Wochenenden - ist die Küche unter der Assistenz von Liliana Gianfrancos Reich; er liebt es zu kochen und immer wieder Neues auszuprobieren, auch wenn es ihn wurmt, dass weder Lenny noch Karin von all den Fischen, Hühnern, Wachteln, Enten, Gänsen und Schnecken kosten wollten, die er mit Hingabe zubereitet, «seziert», wie Lenny das mit angewidertem Gesichtsausdruck zu nennen pflegt. Wenn denn Mutter und Sohn überhaupt eine Gemeinsamkeit haben, dann ist das ihre Liebe zu den Tieren und ihre konsequent fleischlose Ernährung. Karin, die als Kind eine Zeitlang in Pflege bei einer Bauernfamilie auf dem Land gelebt und dort neben vielem Unschönen zum Glück auch reiten gelernt hat, besitzt seit kurzem sogar ein Pferd, das sie auf Wunsch ihres Mannes jedoch in einem Reitstall fernab



von zu Hause halten muss. Der Professor empfindet Karins und Lennys Verhältnis zu Tieren als «unreif», um nicht «kindisch» sagen zu müssen, und mit Liliana teilt er die Auffassung, dass jedwedes Getier in einem Haushalt nur dann Berechtigung hat, wenn es tot und zum Verzehr bereit auf dem Teller liegt.

## **Frauenreigen**

Dass die Ceferelli – wie Liliana die Frau des Professors insgeheim nennt – keine Kinderstube hat, merkt man ihrer Art zu reden an; manchmal entweichen ihrem perfekt geschminkten Mund Ausdrücke wie Brocken, grobe Unflätigkeiten, wie Liliana trotz ihres mangelhaften Deutschs an den Blicken des Professors ablesen kann. Wenn Karin wütend ist, und das ist sie bei ihrem exzessiven Champagner-Konsum oft, will die Flut der Flüche und Beleidigungen gar nicht mehr aufhören; aber Liliana hat sich mittlerweile daran gewöhnt, zumal sie wenig von Karins alkoholdusseligem Gezeteren versteht. Nun geht sie aber zu weit, denkt Liliana, als sie die Tür der Geschirrspülmaschine zuknallt und sich zum Küchenfenster dreht; noch immer drückt die Ceferelli ihr schmales, übernächtigtes Gesicht mit den bläulichen Schatten unter den Augen ans Fenster und schaut Liliana vom Garten aus beim Aufräumen in der Küche zu. Bin ich eine Jahrmarktsfigur oder was, schimpft Liliana auf Ukrainisch halblaut vor sich hin, und wie, fragt sie sich in Gedenken an ihre russische Ururgrossmutter, wie konnte es mit unserer Familie nur so weit kommen? Andere Familien entwickeln sich von Generation zu Generation weiter; werden gebildeter, wohlhabender, angesehener, nur in ihrer Familie muss gründlich etwas schiefgegangen sein. Und wenn Liliana an ihre Tochter Alina denkt, die bei ihrer Schwester in der Ukraine aufwächst, geht die Abwärtsspirale immer weiter; das Kind hat mit seinen dreizehn Jahren nichts anderes als sein Aussehen im Kopf, pflegt ihre Schwester per Skype zu jammern, und stell dir vor, klagt sie, Alina träumt von einer Modelkarriere in New York! Dabei, lamentiert die Schwester, ist das dumme Kind doch genauso klein und rundlich wie wir alle in unsere Familie, was soll man da machen, das sind die Gene!, und Liliana weiss auch nicht, was man da machen soll, zumal sie ja in der Schweiz keinerlei Einfluss auf die Erziehung ihres Kindes nehmen kann. Da hätte es die Ceferelli schon besser, die mit ihrem stillen, pflegeleichten Sohn in Frieden und Wohlstand unter einem Dach leben kann; aber die kümmert sich offensichtlich lieber um ihren Reitlehrer als um ihr einziges Kind, denkt Liliana in Erinnerung an die Party von vergangener Nacht. Was für eine Kälte, stöhnt Karin, indem sie die Küchentür aufstösst und in ihrem pinkorangenen Partyfummel in den Raum tritt; es ist ja auch November, brummt Liliana, da muss man sich halt was überziehen ... Verstohlen mustert die Haushälterin die grazile Gestalt der Ceferelli; sie ist immer noch eine schöne Frau, auch wenn sie doch schon weit über vierzig sein muss. Für den Professor, durchfährt es Liliana, wird sie freilich ewig jung und begehrenswert bleiben, immerhin ist sie mindestens fünfzehn Jahre jünger als er. Wie bei den meisten so unterschiedlichen Paaren kann sich Liliana auch bei den Ceferellis lebhaft vorstellen, was die beiden einst einander gefunden haben; was sie allerdings immer noch zusammenhält, wird ihnen selbst vermutlich genauso schleierhaft sein wie ihr. Karin sei seine zweite Frau, hat der Professor Liliana an jenem Abend anvertraut, als Lenny und Karin ausgegangen waren und sie andächtig nebeneinander auf dem Sofa eine Live-Aufnahme von Clara Haskil aus den 1950er-

Jahren gehört hatten. Seine erste Frau Donatella, Tessinerin wie er, sei früh gestorben, sagte der Professor, er habe sie sehr geliebt. Und dann hatte er sich abgewandt und die Aufnahme noch einmal abgespielt, und als der letzte Ton verklungen war, nahm er Lilianas Kopf behutsam in seine warmen, sicheren Hände und berührte mit seinen Lippen ganz leicht ihren Haaransatz. Sie verharrten lange in dieser Stellung, weil sie sich nicht von ihm zu lösen wagte und weil es sich so vertraut anfühlte, und als er sie endlich freigab, sah sie, dass er weinte.

## **Männergeschichten**

Die Strasse, die auf den so genannten Villenhügel führt, ist eng und kurvenreich; hinter grünen Hecken sieht man viele kubisch gebaute Häuser mit grosszügigen Fensterfronten, hinter denen gedimmtes Licht Wohnlichkeit vortäuscht. Die nächste Haltestelle ist deine, sagt Margot, indem sie Lenny – der auf dem Sitz neben ihr eingeschlummert zu sein scheint - unsanft mit dem Ellbogen anstösst. So war ich schon immer, denkt sie, so direkt und burschikos; darum bin ich in der Schule wohl auch immer viel besser mit den Buben ausgekommen als mit den Mädchen. Später hatte sie dann eine Menge Freunde, allerdings keine von der Sorte, die einem zum Candellight-Dinner ausführen und einem Heiratsanträge machen. Mit Margot wollten die Jungs durch die Kneipen ziehen, Motorradtouren unternehmen und über die Frauen reden, die ihnen gerade den Kopf verdrehten. Ich weiss auch nicht, warum du so bist, grämt sich ihre Mutter Jolanda bis heute; Jolanda, die fast vierzig Jahren lang in derselben Hotelbar als «Barmaid» - wie sie sich heute in Rente noch bezeichnet – gearbeitet hat. Ich habe Zeit meines Lebens auf mich gehalten, unterstreicht Jolanda gerne, wenn sie ihre Tochter, die meistens in Jeans und Lederjacke herumläuft, von Kopf bis Fuss mustert. Tatsächlich hatte sich Jolanda in den vierzig Jahren ihrer Tätigkeit auf genau dieselbe diskrete Weise verändert wie die Bar selbst; wenn es wahr ist, dass Hund und Herrchen sich im Lauf der Zeit zu gleichen beginnen, dann kann man das auch von Jolanda und ihrer Bar behaupten, die beide gleich rochen, gleich wirkten, gleich alterten. Bei beiden war Jahr für Jahr alles immer ein bisschen weniger geworden – der Glanz, der Erfolg, die Anziehungskraft -, aber auch als ihnen die Stammgäste langsam wegstarben, machten beide immer noch einen gepflegten, soliden, ja unverwüstlichen Eindruck. Die Bar lag im Seitentrakt eines traditionsreichen Viersternehotels im Zentrum der Stadt und war nach Jolanda «Chez Jolly» benannt, was für Margots Mutter das Höchste war, was sie in ihrem Leben erreicht hatte. In ihrer Jugend hatte sich Margot zu Tode geschämt für ihre Barmaid-Mutter, die mit gelackten Hochsteckfrisuren und glitzernden Pullovern Abend für Abend «Geschäftsherren» und «Damen von Welt» bediente, während Margot für die Jugend- und Frauenbewegung draussen auf den Strassen demonstrierte. Heute ging Jolanda auf die achtzig zu und verbrachte ihre Tage postend und twitternd in ihrer peinlich sauberen Eigentumswohnung, die sie sich in all ihren Barmaid-Jahren vom Mund abgespart hatte und die – neben «Chez Jolly» - ihr ganzer Stolz war. Sie hat es weiter gebracht als ich, muss sich Margot eingestehen, während sie dem Buschauffeur träge beim Lenken zusieht; ich habe weder einen Sparvertrag noch einen Facebook-Account, geschweige denn einen Führerschein ... Nicht einmal einen rechten Liebhaber hast du!, hat ihr die Mutter gestern am Telefon vorgehalten, nachdem ihr Margot eröffnet hatte, dass sie ihren

Chef unmöglich an Weihnachten mitbringen könne, weil der doch verheiratet sei. Und im Übrigen ist er nicht mein Liebhaber, hätte Margot ihrer Mutter gern gesagt, aber wie soll man das einer Frau erklären, die ein Leben lang Affären mit wohlhabenden, spendablen und in der Regel anderweitig gebundenen Männern gehabt hat und die bis heute nicht darüber hinwegkommt, dass ihr keiner geblieben ist, um bis an ihr Lebensende für sie zu sorgen? Bei Margot ist das anders, sie hat weder Affären noch flüchtige Abenteuer; es gibt kein Wort für die Art von Beziehung, die sie mit ihrem Chef seit Jahren schon unterhält – vornehmlich dann, wenn seine Frau mit den Kindern verreist ist. Dabei gefällt er ihr nicht einmal sonderlich, dieser Mann, der auch ihr Chef ist, weder was seinen vierschrötigen Körperbau noch seine derbe, oft anzügliche Art angeht. Aber bei aller Grobheit hat er goldene Hände, mit denen er sich an den Karosserien der Kundenwagen mit demselben Feinsinn zu schaffen macht wie an ihrem Körper, und Margot ist klar, dass sie neben seiner Frau nicht die Einzige ist, der seine geschickten Hände zugutekommen. Aber das macht ihr nichts aus, Gefühle spielen zwischen ihnen keine Rolle, und bei der Arbeit sind sie ein gut eingespieltes Team, genauso wie im Bett.

## **Vollblutsweiber**

Ist noch Champagner da?, fragt Karin die Haushälterin, obwohl sie doch in ihrer eigenen Küche ist und einfach den rot verchromten Kühlschrank öffnen könnte, um selbst nachzusehen. Aber Liliana hat in den wenigen Monaten, in denen sie in diesem Haushalt tätig ist, täglich mehr Raum für sich erobert und die Gegenstände zu ihren gemacht. Ich bin hier nicht mehr zu Hause, dämmert es Karin, eigentlich war ich das nie. Sie stellt das leere Glas auf die Küchentheke, ohne den Kühlschrank zu öffnen; Gianfranco hat mich kurzerhand zwischen all seine ausgesuchten Gegenstände gestellt wie eine lange, dünne Giacometti-Skulptur. Meine Güte, du bist ein richtiges Vollblutsweib, hat ihr Diego anerkennend zugerufen, als sie zum ersten Mal zusammen ausgeritten sind, und vielleicht war das das Schönste, was je ein Mann zu ihr gesagt hat. Wohl vor allem darum, weil es nicht wie ein Kompliment, sondern wie eine Tatsache klang, die er für ausserordentlich hielt; überhaupt ist Diego der erste Mann, der sie über ihre weibliche Köperhülle hinaus in ihrer Ganzheit wahrnimmt und der sie in ihrem innersten Wesen erkennt. Wie aber kann es sein, fragt sie sich, dass ihr von einem, der sich keinerlei Illusionen über ihren wahren Charakter macht, so viel Zuneigung und Anerkennung entgegengebracht wird? Es ist ein Wunder, über das sie jeden Tag von neuem staunt und das sie zugleich mit Glück erfüllt und noch unsicherer macht, als sie das von Art schon ist ... Nicht, dass Diego ihr erster Liebhaber wäre; vor ihm hat sie in all den Ehejahren noch zwei andere flüchtige Affären gehabt, von denen der Herr Professor freilich genauso wenig mitbekommen hat wie von allem, womit sie ihre Tage - und Nächte - verbringt. Er hat nur Augen für die kranken Gefässe seiner Patienten und für die toten Viecher, die er ihnen regelmässig auf den Teller legt, obwohl er doch weiss, wie sehr Lenny und sie sich davor ekeln ... Soll er das Zeugs in Zukunft doch mit seiner ukrainischen Haushälterin verschlingen, durchfährt es Karin, die Lilianas verächtlichen Blicke im Rücken spürt, als sie langsam die Treppe hinaufsteigt; sie muss sich am Geländer festhalten, weil sie Angst hat zu fallen. Nein, das kommt nicht vom Champagner, hätte sie am liebsten geschrien, weil sie doch weiss, was Liliana hinter ihrem Rücken

denkt; aber wie soll diese kleine rundgesichtige Ukrainerin denn auch nur einen Schimmer von der Leidenschaft und innigen Verbundenheit haben, die Diego und sie füreinander empfinden ... Nichts als ein Strohfeuer, hat ihr Gianfranco gestern Abend ins Ohr geflüstert, während er sie vor den Augen der ganzen Tischgesellschaft fürsorglich hinausbegleitet hat; vielleicht wäre er ja zärtlicher zu mir gewesen, denkt Karin, wenn ich eine seiner hilfsbedürftigen Patientinnen gewesen wäre. Aber sie ist nicht krank, sie hat einen starken, durchtrainierten Körper, in dem das Blut ungehindert in gesunden, elastischen Gefäßen zirkulieren kann. Du bist doch das Leben selbst!, hat Diego auf ihre Bedenken erwidert, dass sie etliche Jahre älter sei als er und dass das mit ihnen auf die Dauer nicht gutgehen könne; was kümmert uns die Zukunft, hat er lachend zu ihr gesagt und sie hochgehoben, als sei sie leicht wie ein junges, vom Leben und von der Liebe noch unversehrtes Mädchen. Que sará, sará; lass mich dich lieben hier und heute, vielleicht sind wir morgen schon tot! Was für Plattitüden, hätte Gianfranco augenrollend aufgestöhnt, und Karin hätte ihm gern gesagt, dass es genau solche Plattitüden seien, die eine Frau in einen rauschhaften Zustand versetzten, im Gegensatz zu den belehrenden Vorträgen, die Männer seines Schlages doch vor allem zu ihrer eigenen Erbauung hielten... Tatsächlich hat ihr Gianfranco gestern die Entscheidung leichtgemacht, als er unter dem Gelächter der ganzen Tischgesellschaft theatralisch ausgerufen hat, dass seine Frau unmöglich einem richtigen Beruf nachgehen könne, weil sie doch so viel Sport treiben müsse. In diesem Moment, erkennt Karin, während sie unter den bohrenden Blicken Lilianas weiter die Treppe hinaufsteigt, in diesem Moment habe ich gewusst, was zu tun ist; denn es ist ja nicht so, dass die folgenschweren Entschlüsse immer nach reiflicher Überlegung gefasst werden, wie uns das die bedeutenden Entscheidungsträger dieser Welt stets vorgaukeln wollen. Wie viele weltbewegende Ereignisse, denkt sie, wie viele Meilensteine in der Geschichte wurzeln nicht in von langer Hand geplanten, abwägenden Entscheidungen, sondern darin, dass einer einfach mal seinem Impuls gefolgt ist und das getan hat, was er für richtig hielt. Aber natürlich, gesteht sich Karin mit Blick auf jüngere Vorkommnisse ein, natürlich kann das alles auch gründlich danebengehen.

## **Parallelwelten**

Es ist nicht ihre Schuld, dass sie so sportlich ist, sagt der Professor gleichmütig zu Liliana, als er wenig später in seinem nachtblauen Bademantel in die Küche tritt; vor dem Reitlehrer war's ein Sportsfreund aus dem Tennisclub, und noch davor ein Body Builder, alles muntere, muskulöse Typen, es ist ihr nicht zu verdenken. Liliana legt den Zeigefinger auf den Mund und deutet dem Professor zu schweigen; keine Angst, meint er lächelnd, sie ist nach oben auf ihr Zimmer gegangen, sie kann uns nicht hören. Kaffee?, fragt Liliana und ist jetzt ganz Haushälterin; geschäftig trägt sie das Tablett mit dem Frühstücksgeschirr ins Esszimmer und legt ein einziges Gedeck auf den gläsernen Tisch. Wo ist eigentlich Lenny, fragt der Professor, der Liliana ins Esszimmer gefolgt ist und sich nun an seinem CD-Player zu schaffen macht. Sie zuckt die Achseln; wie soll sie denn wissen, wo der Junge steckt, sie hatte gestern Abend in diesem Trubel alle Hände voll zu tun, zumal die Gastgeberin mehr mit sich selbst als mit ihren Gästen beschäftigt war. Unserem Sohn ist die Party gestern wohl auch zu viel geworden, murmelt der Professor, als könne er Lilianas Gedanken

lesen; und eigentlich, hätte Liliana gern entgegnet, eigentlich ist die Party allen zu viel geworden, nachdem es die Ceferelli mit dem Champagner wieder mal übertrieben und die Kontrolle über sich noch vor Mitternacht vollends verloren hat.

Noch während des Essens, sagt Lenny zur selben Zeit an diesem Morgen zu Margot, die aus einer plötzlichen Laune heraus mit dem Jungen an der Haltestelle Weiherweg ausgestiegen ist, noch während des Essens ist meine Mutter in ihrem pinkorangenen Kleid auf einmal mit einem Glas Champagner in der Hand auf einen Stuhl gestiegen und hat vor der ganzen Tischrunde lauthals verkündet, dass man einen Toast auf sie aussprechen solle, weil sie morgen dieses Haus für immer verlassen und mit ihrem Reitlehrer ein neues Leben beginnen wolle.

Dabei hat kein Mensch diesen Diego je zu Gesicht bekommen, brummelt Liliana an diesem unwirtlichen Samstagmorgen auf Ukrainisch, während sie im Esszimmer einen Brotkorb mit frischem Zopf und selbst gemachte Marmelade auf den Tisch stellt; ja gegen die Liebe, summt der Professor, indem er in seinem nachtblauen Bademantel Mozarts «Cosi fan tutte» in den CD-Player schiebt, gegen die Liebe ist keiner gefeit.

Das hat dein Vater gesagt?, hakt Margot nach und folgt Lenny über den gepflegten Kiesweg zum Haus der Ceferellis. Ja, mein Vater hat gestern Abend vor all den Leuten verlauten lassen, dass gegen die Liebe keiner gefeit sei, und dann hat er meiner Mutter vom Stuhl hinuntergeholfen und sie fürsorglich hinausbegleitet, wie es seine Art ist. Und ich bin vom Tisch aufgestanden und aus dem Haus gegangen und so lange herumgelaufen, bis ich irgendwann an dieser Bushaltestelle gelandet bin, wo ihr mich heute Morgen wachgerüttelt habt.

Gott sei Dank, Professor, da kommt ja unser Lenny, ruft Liliana und deutet aus dem Esszimmerfenster; was sagt man dazu, raunt die Haushälterin, der Junge ist mit einer Frau in Lederjacke da, hoffentlich ist die nicht von der Polizei! Und wenn schon, sagt der Professor und tritt hinter Liliana, sodass er ihre nach Mandeln duftende Haut riechen kann; Hauptsache, er ist da.

Und wie soll's jetzt weitergehen?, fragt Margot den Jungen, den sie bis vor die Haustüre begleitet hat. Das frag ich dich, grinst Lenny und wieder sieht sie den Schalk – oder ist es schon Spott? – in seinen Augen.

Margot dreht sich wortlos um und geht über den Kiesweg zurück zum Gartentor. Sie darf den nächsten Bus zum Bahnhof nicht verpassen, sonst wird sie zu spät in der Garage sein. Der Professor und Liliana schauen Margot vom Esszimmerfenster aus nach und hören Lenny zur Tür hereinkommen. Karin kauert in ihrem Schlafzimmer vor offenen Koffern und weiss nicht, was sie mitnehmen soll. Sie muss sich beeilen, wenn sie den nächsten Bus zum Bahnhof noch erwischen will.

Sonst wird der Zug ohne sie abfahren und das, denkt Karin, ist kein gutes Gefühl.